



Oliver Sacks

Die feine
New Yorker
Farngesellschaft

Eine Reise nach Mexiko

Aus dem Englischen übersetzt
von Dirk van Gunsteren

liebeskind

Freitag

Ich bin unterwegs nach Oaxaca, wo ich mich mit ein paar botanisch interessierten Freunden zu einer Farnexkursion treffen werde. Ich freue mich, dass ich dem eisigen New Yorker Winter für eine Woche entfliehen kann. Im Flugzeug – es ist eine Maschine der AeroMexico – herrscht eine Atmosphäre, wie ich sie noch nie erlebt habe. Kaum haben wir abgehoben, da stehen alle auf, unterhalten sich im Mittelgang, packen Provianttaschen aus, stillen Säuglinge: Im Handumdrehen entfaltet sich ein buntes Leben wie in einem mexikanischen Café oder auf einem Markt. Man braucht nur an Bord zu gehen, und schon ist man in Mexiko. Die »Bitte anschnallen«-Zeichen leuchten noch, doch niemand kümmert sich darum. In spanischen und italienischen Flugzeugen habe ich Ansätze dieses Gefühls bemerkt, doch hier ist es viel ausgeprägter: ringsumher diese spontane Fiesta, diese sonnige, fröhliche Atmosphäre. Es ist unerhört wichtig, andere Kulturen zu erleben und zu sehen, wie außergewöhnlich, wie regional sie sind und wie un-universell die eigene ist. Welch eine steife, freudlose Atmosphäre herrscht auf den meisten nordamerikanischen Flügen. Ich beginne zu glauben, dass mir dieser Besuch gefallen wird.

Heutzutage ist so wenig Freude »gestattet« – und dabei soll man sich doch am Leben erfreuen, oder nicht?

Als das Essen serviert wird, wünscht mir mein Nachbar, ein freundlicher Geschäftsmann aus Chiapas, »*Bon appétit!*« und sagt es dann noch einmal auf Spanisch: »*Buen provecho!*« Ich kann die Speisekarte nicht lesen und sage Ja zu dem ersten Gericht, das mir angeboten wird. Das ist ein Fehler, denn es erweist sich als Empanada, und dabei wollte ich lieber Hühnchen oder Fisch. Meine Schüchternheit und mein Unvermögen, andere Sprachen zu sprechen, sind leider ein Problem. Ich mag die Empanada nicht, esse aber der Akkulturation halber ein bisschen davon.

Mein Nachbar will wissen, warum ich nach Mexiko reise, und ich erzähle ihm, dass ich an einer botanischen Exkursion durch Oaxaca im Süden des Landes teilnehmen werde. An Bord dieses Flugzeugs aus New York sitzen noch einige andere Teilnehmer; die anderen werden wir in Mexico City treffen. Als er hört, dass dies mein erster Besuch in Mexiko ist, preist er sein Land in den höchsten Tönen und leiht mir seinen Reiseführer. Ich muss mir unbedingt den riesigen Baum in Oaxaca ansehen – er ist Tausende von Jahren alt, ein berühmtes Naturwunder. Ich antworte, dass ich schon in meiner Jugend von diesem Baum gelesen und Fotos von ihm gesehen habe und dass er tatsächlich zu den Dingen gehört, die mich bewogen haben, nach Oaxaca zu fahren.

Derselbe freundliche Nachbar hat bemerkt, dass ich die unbedruckten letzten Seiten und sogar die Titelseite

eines Buches herausgerissen habe, um darauf zu schreiben. Als ich mit Sorge den Zeitpunkt kommen sehe, da ich kein Papier mehr haben werde, reicht er mir zwei Bögen aus seinem Schreibblock. (Ich habe meinen Schreibblock und das Notizbuch idiotischerweise im Hauptgepäck gelassen.)

Ihm ist auch nicht entgangen, dass ich die Empanada bestellt habe, weil ich offenbar keine Ahnung hatte, was das ist, und dass ich sie dann ebenso offenbar nicht mochte, und so reicht er mir abermals den Reiseführer und rät mir, das zweisprachige Verzeichnis mexikanischer Speisen zu lesen und mir die dazugehörigen Fotos anzusehen. Ich soll zum Beispiel auf den Unterschied zwischen *atún* und *tuna* achten, denn das spanische Wort *tuna* bezeichnet nicht den Thunfisch, sondern eine Kaktusfeige. Sonst bekomme ich immer Obst, wenn ich Fisch haben will.

In dem Reiseführer finde ich ein Kapitel über mexikanische Pflanzen. Ich frage meinen Nachbarn nach »*mala mujer*«, der Bösen Frau, einem gefährlich wirkenden Baum mit nesselartig brennenden Härchen. Er erzählt mir, dass junge Burschen Zweige dieser Bäume in Kleinstadt-Tanzsäle werfen, damit die Mädchen und überhaupt alle sich ununterbrochen kratzen müssen. Nach seinen Worten rangiert so etwas zwischen Streich und Verbrechen.

»Willkommen in Mexiko!«, sagt mein Nachbar, als die Maschine aufsetzt, und fügt hinzu: »Sie werden sehen, dass es ein ungewöhnliches und sehr interessantes Land ist.« Und als das Flugzeug zum Stehen kommt, reicht er mir seine Karte und sagt: »Rufen Sie mich an, wenn ich

Ihnen während Ihres Besuches in unserem Land irgendwie helfen kann.« Ich gebe ihm ebenfalls meine Adresse – da ich keine Visitenkarte habe, muss ich sie auf einen Papieruntersetzer schreiben. Ich sage ihm, dass ich ihm eines meiner Bücher schicken werde, und als ich sehe, dass sein zweiter Vorname Todd ist (»Mein Großvater stammte aus Edinburgh«), erzähle ich ihm von der Todd'schen Lähmung, einer kurzen Lähmungserscheinung, die zuweilen auf einen epileptischen Anfall folgt, und verspreche, auch eine kurze Biografie von Dr. Todd beizulegen, dem schottischen Arzt, der diese Lähmung als Erster beschrieben hat.

Die Freundlichkeit und Höflichkeit dieses Mannes haben mich tief berührt. Ist das eine typisch lateinamerikanische Höflichkeit? Eine persönliche? Oder nur die gewöhnliche Höflichkeit, wie man sie bei einer kurzen Begegnung in einem Zug oder Flugzeug an den Tag legt?

.....

In Mexico City haben wir drei gemütliche Stunden – jede Menge Zeit bis zum Anschlussflug nach Oaxaca. Als ich mit zwei anderen unserer Gruppe zum Mittagessen gehe (bislang sind wir noch Fremde, doch in den nächsten Tagen werden wir einander recht gut kennenlernen), fällt der Blick des einen auf das kleine Notizbuch in meiner Hand. »Ja«, sage ich, »ich werde vielleicht ein Tagebuch führen.«

»Da werden Sie genug Material haben«, antwortet er. »Eine so seltsame Gruppe von Spinnern findet man so leicht kein zweites Mal.«

Nein, es ist eine wunderbare Gruppe, denke ich – begeistert, unverdorben, kooperativ, vereint in der Begeisterung für Farne. Es sind Dilettanten, Liebhaber im besten Sinn des Wortes, obgleich etliche von uns über ein mehr als professionelles Wissen verfügen und enorm beschlagen sind. Er fragt mich nach meinen Interessensgebieten und meinen speziellen Kenntnissen über Farne. »Da muss ich passen ... Ich bin nur aus Neugier dabei.«

Am Flughafen werden wir von einem Hünen begrüßt. Er trägt ein kariertes Hemd, einen Strohhut und Hosen-träger und ist soeben aus Atlanta eingetroffen. Er stellt sich und seine Frau vor: David und Sally Emory. Er hat mit John Mickel (unserem gemeinsamen Freund, der diese Exkursion organisiert hat) das College besucht: Oberlin 1952. Damals war John noch im Grundstudium, während David bereits auf seinen Abschluss zusteuerte. Er war es, der Johns Interesse für Farne geweckt hat, und er freut sich schon auf das Wiedersehen mit ihm in Oaxaca. Seit ihrer Studienzeit vor beinahe fünfzig Jahren haben sie sich nur zwei- oder dreimal gesehen, jedes Mal bei botanischen Exkursionen, und jedes Mal waren die alte Freundschaft und Begeisterung gleich wieder da. Zwar stammen sie aus verschiedenen Orten und Zeitzonen, doch wenn sie einander begegnen, sind die Gesetze von Raum und Zeit aufgehoben, und sie sind vereint in ihrer Liebe, ihrer Leidenschaft für Farne.

Ich gestehe, dass meine eigene Liebe mehr den sogenannten Farnartigen als den Farnen gehört: den Bärlappgewächsen (*Lycopodium*), den Schachtelhalmen (*Equis-*

tum), den Moosfarnen (*Selaginella*) und den »Urfarnen« (*Psilotum*). Auch davon werden wir viele sehen, versichert mir David. Bei der letzten Exkursion nach Oaxaca im Jahr 1990 wurde eine neue Lycopodienart entdeckt, und es gibt dort zahlreiche Moosfarne; einer davon, der sogenannte »Auferstehungsfarn«, wird auf Märkten verkauft: eine flache, scheinbar vertrocknete bräunlich-grüne Rosette, die wunderbarerweise zum Leben erwacht, sobald es regnet. Und außerdem gibt es in Oaxaca drei Schachtelhalmarten, fügt er hinzu, darunter auch eine der größten der Welt. »Aber *Psilotum*«, frage ich eifrig, »was ist mit *Psilotum*?« *Psilotum* auch, sagt er – beide Arten.

.....

Schon als Kind haben mir die primitiven Schachtelhalme und Bärlappgewächse gefallen, denn sie waren die Ahnen, aus denen alle anderen Pflanzen entstanden sind.² Vor dem Natural History Museum in London, wo ich aufgewachsen bin, gab es einen Fossiliengarten mit den versteinerten Stämmen und Wurzeln riesiger Bärlapp- und Schachtelhalmgewächse, und drinnen standen Dioramen, in denen dargestellt war, wie die uralten Wälder des Paläozoikums ausgesehen haben mögen, mit riesigen, dreißig Meter hohen Schachtelhalmen. Eine meiner Tanten hatte mir in den Wäldern von Cheshire heutige Schachtelhalmarten mit ihren steifen, gelenkartig verdickten, von kleinen, knotigen Zapfen gekrönten Stängeln gezeigt, die nur einen halben Meter hoch waren. Sie hatte mich auch auf die winzigen Bärlappe und Moosfar-



Ptilotum sp.

ne hingewiesen, doch die primitivste Pflanze von allen konnten wir nicht studieren, denn *Psilotum* kommt in England nicht vor. Andere, ähnliche Pflanzen – die Psilophyten – waren die Pioniere, die ersten Landpflanzen, die ein vaskuläres System entwickelten, mit dessen Hilfe sie Wasser durch die Stängel transportieren konnten, und dies ermöglichte es ihnen vor 400 Millionen Jahren, die nackte Erde zu bevölkern und allen, die nach ihnen kamen, den Weg zu bereiten. *Psilotum* wird zwar manchmal als »Urfarn« bezeichnet, ist jedoch eigentlich gar kein Farn, denn es hat weder richtige Wurzeln noch Wedel, sondern nur einen homogenen, gegabelten grünen Stängel, nur wenig dicker als eine Bleistiftmine. Doch trotz seines unscheinbaren Aussehens war es eine meiner Lieblingspflanzen, und ich hatte mir vorgenommen, es eines Tages in freier Natur zu sehen.

Ich bin in den Dreißigerjahren in einem Haus aufgewachsen, dessen Garten voller Farne war. Meiner Mutter gefielen sie besser als blühende Pflanzen, und obwohl an den Mauern Rosen emporrankten, war der größte Teil der Beete für Farne reserviert. Wir hatten auch ein Gewächshaus, in dem es immer warm und feucht war. Dort hing ein großer Quastenfarn, und dort gediehen auch die zarten Hautfarne und andere tropische Arten. Manchmal ging meine Mutter oder eine ihrer ebenfalls botanisch interessierten Schwestern sonntags mit mir zu den Kew Gardens, und dort sah ich zum ersten Mal Baumfarne mit sechs bis zehn Meter hohen Wedeln und Nachbildungen der Farnschluchten in Hawaii und Australien. Ich

fand, dass dies die schönsten Landschaften waren, die ich je gesehen hatte.

Meine Mutter und meine Tanten hatten ihre Leidenschaft für Farne von ihrem Vater, meinem Großvater, geerbt, der in den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts aus Russland nach England gekommen war, wo damals noch die Pteridomanie – die große viktorianische Begeisterung für Farne – grassierte. Wie zahlreiche andere Häuser verfügte auch das, in dem sie aufwuchsen, über Terrarien – sogenannte Ward'sche Kisten –, in denen verschiedene und manchmal seltene, exotische Farnarten wuchsen. In den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts hatte sich diese Begeisterung größtenteils wieder gelegt (nicht zuletzt, weil durch sie einige Arten ausgestorben waren), doch mein Großvater behielt seine Ward'schen Kisten bis zu seinem Tod im Jahr 1912.

Farne gefielen mir wegen ihrer Schnörkel, ihrer eingerollten Blatttriebe, ihrer viktorianischen Erscheinung (die zu den geklöppelten Sesselschonern und Spitzenvorhängen in unserem Haus passte). Doch auf einer tieferen Ebene erfüllten sie mich mit Staunen, weil sie so uralt waren. Die Kohle, mit der wir unser Haus heizten, war, wie meine Mutter mir sagte, unter starkem Druck aus Farnen und anderen primitiven Pflanzen entstanden, und wenn man ein Stück Kohle teilte, fand man manchmal den fossilen Abdruck eines Farnwedels. Farne hatten mit geringfügigen Veränderungen 350 Millionen Jahre überdauert. Andere Lebensformen (wie zum Beispiel die Dinosaurier) waren entstanden und wieder ausgestorben, doch die

scheinbar so schwachen, empfindlichen Farne hatten alle evolutionären Wechselfälle, alle anderen untergegangenen Arten überlebt. Mein Bewusstsein von einer prähistorischen Welt, von gewaltigen Weltzeitaltern, wurde durch Farne und ihre Fossilien geweckt.

.....

Alles fragt: »Zu welchem Gate müssen wir?« Irgendjemand sagt: »Gate 10. Ich habe gehört, wir müssen zu Gate 10.«

»Nein, Gate 3«, sagt ein anderer. »Da oben steht's, an der Anzeigetafel: Gate 3.« Ich habe das seltsame Gefühl, dass zu diesem Zeitpunkt die Nummer des Gates, durch das wir müssen, noch gar nicht feststeht. Ein Gedanke ist, dass es nur *Gerüchte* über verschiedene Nummern gibt, bis schließlich eine gewinnt. Oder dass das Gate im Heisenberg'schen Sinne undeterminierbar ist und erst im allerletzten Moment (in dem, wenn ich mich recht entsinne, »die Wellenfunktion zusammenbricht«) determiniert wird. Oder dass das Flugzeug oder vielmehr seine Wahrscheinlichkeit zeitgleich von verschiedenen Gates startet und alle denkbaren Wege nach Oaxaca zurücklegt.

Leichte Anspannung, man sitzt herum, die Gate-Frage ist endlich geklärt, wir warten auf den Aufruf. Unsere Maschine sollte um 16.45 Uhr starten – jetzt ist es 16.50 Uhr, und wir sind noch nicht mal an Bord. (Dabei steht das Flugzeug schon bereit.) Weitere Begrüßungen, man lernt einander kennen. Wir sind neun – acht andere und

ich. Ich habe mich für den Augenblick ein wenig zurückgezogen, sitze ein paar Meter von der Gruppe entfernt und schreibe in mein Notizbuch.

Fast immer spüre ich die Doppelheit des teilnehmenden Beobachters. Es ist, als wäre ich eine Art Anthropologe, der das Leben der Spezies *Homo sapiens* auf dem Planeten Erde erforscht. (Das ist wahrscheinlich der Grund, warum ich mit dem Titel meines Buches *Eine Anthropologin auf dem Mars* Temple Grandin zitiert habe – ebenso wie sie bin ich eine Art Anthropologe, ein »Außen-seiter«.) Aber gilt das nicht für jeden Schriftsteller?

Schließlich gehen wir an Bord. Mein neuer Sitznachbar gehört nicht zu unserer Gruppe. Er ist ein älterer Mann mit Glatze, schweren Lidern und gepflegtem Vollbart, der eine Cola light mit Rum bestellt. (Ich nippe gesittet an einem Tomatensaft.) Als ich die Augenbrauen hochziehe, sagt er lächelnd: »Da sind weniger Kalorien drin.«

»Warum dann nicht auch Rum light?«, antworte ich.

.....